



Das Phänomen des
inszenierten Liederabends

Herzattacke

**WOLFGANG
BEHRENS**

25 Minuten Jubel, stehende Ovationen, Blumenwürfe, Tränen auf der Bühne und bei Zuschauern. Als Kunst allein ist nicht beschreibbar, was bei der Premiere geschah. Da entzündete sich Aufbruchstimmung an dem Staunen über Hautnähe, die ferne Strophen plötzlich überzieht. Ein Augenblick, da Vergessenes elementar Gefühl und Verstand neu erobert.

Es ist schon etwas länger her, dass der Schweriner Kritiker Manfred Zelt diese Zeilen notierte – ziemlich genau 21 Jahre –, doch in Tagen, da allerorten 20 Jahre Wiedervereinigung begangen werden, mag es nicht abwegig sein, daran zu erinnern. Manfred Zelt beschrieb ein Theaterereignis, das

es am 4. November 1989 – just am Tag der großen Berliner Demonstration am Alexanderplatz – im Schweriner Theater zu bewundern galt. Zur Aufführung kam ein Liederabend, genauer: ein Volksliederabend. Junge Schauspieler des Ensembles sangen Lieder wie „Wenn ich ein Vöglein wär“ oder, zum Abschluss des Abends, die 200 Jahre alten Verse von Kotzebue: „Es kann ja nicht immer so bleiben / hier unter dem wechselnden Mond“. Die Wirkung war überwältigend.

Christoph Schroth, der damals scheidende Schweriner Intendant, hatte den Liederabend inszeniert, genauso wie 1988 einen ebenso erfolgreichen Vorgänger, der auf den schönen Titel hör-

te: „Die Freie Deutsche Jugend stürmt Berlin“. Fotos von damals zeigen die älteren Darsteller des Ensembles, wie sie vor Bildern stehen, die sie selbst als junge Leute zeigen. Zu ihren Füßen liegt ein Textteppich mit den Titeln der FDJ-Lieder, die sie zum Besten gaben. Auch hier sollen Tränen vergossen worden sein, viele Tränen.

Sicherlich ist die historische Situation, auf die Christoph Schroth und seine Schweriner Schauspieler stießen, einmalig und zeitigte eine emotionale Wucht, die heute nur mit einiger Fantasie nachzuempfinden ist. Doch zugleich zeigt sich in diesen Aufführungen aus einer nun schon so fernen Vergangenheit, was inszenierte Liederabende können, was sie zu leisten, was sie auszulösen vermögen. Zuvörderst appellieren sie an eine gemeinsame Identität. Und zwar auf mehreren Ebenen: Zum einen sind die Lieder und Songs den Zuschauern ja meist bekannt, sie gehören zu ihren Biographien. Wenn Schroth die FDJ-Lieder singen

Foto: DRAMA

1 | Ein patriotischer Volksbühnenabend: „Murx den Europäer!“ in der Regie von Christoph Marthaler, Premiere war am 16. Januar 1993.

ließ, so griff er in die Lebensgeschichten sowohl seiner Darsteller als auch seiner Zuschauer hinein und fragte: Wer waren wir? Und wer sind wir geworden? Mit diesem gemeinsamen Schatz der Lieder aber steigt – zum anderen – der Identifikationsgrad des Publikums mit dem Ensemble in schwindelerregende Höhen. Denn mehr noch als der Schauspieler, der den Lysander, die Schauspielerin, die die Hermia spielt, werden die geliebt, die singen. Sie, die im Normalfall keine klassische Gesangsausbildung haben, machen sich im Gesang gewissermaßen nackt; im Schlager, den alle kennen, im jedem vertrauten Volkslied oder (1988!) im FDJ-Lied geben sie eine authentische Seite von sich preis, werden zu Karaoke-Sängern, den Zuschauern so nah wie nur irgendein singender Nachbar oder Kollege. Und so kann es passieren, dass – noch einmal in den Worten des Schweriner Kritikers – „Vergessenes elementar Gefühl und Verstand neu erobert“. Wobei das mit dem Verstand so eine Sache ist: Die Liederabende zielen doch recht unvermittelt aufs Herz, und noch der Hartgesottene kann hier seine sentimentalischen Seiten entdecken.

Man ginge wohl zu weit, bezeichne man die Schweriner Liederabende Schroths als Geburtsstunde einer Theatergattung. Doch die Strahlkraft, die von ihnen ausging, ist kaum zu überschätzen und wirkt vielleicht bis in die Gegenwart. Ähnliche Programme erschienen in der Folge auf den Spielplänen der Bühnen, nicht zuletzt auf denen der Ost-Theater, wo die Arbeit Schroths vielfach kopiert oder mit anderen Mitteln und anderem Liedrepertoire fortgesetzt wurde. Und wo auch immer: das Konzept funktionierte, funktioniert noch heute, und die Hütte ist voll. Es ist sicherlich kein Zufall, wenn einige Intendanten schon relativ früh in ihrer Amtszeit das Modell Liederabend für ihren Spielplan fruchtbar machen: Ein singendes Ensemble wächst noch ganz anders zusammen als ein spielendes, und eine Publikumsbindungsmaßnah-

me ist der Liederabend – siehe oben – allemal. Um nur zwei beliebige Beispiele aus jüngerer Zeit herauszugreifen: Der Potsdamer Intendant Tobias Wellemeier ließ es sich nur anderthalb Monate nach seiner Hausübernahme nicht nehmen, höchstpersönlich den Liederabend „Chanson d’amour“ anzurichten, und just diese Produktion mit wunderbar showmäßig präsentierten Schmachtfetzen von Adamo bis Gilbert Bécaud durfte auch im Rahmen eines Theaterfestes die aktuelle Spielzeit eröffnen. Und Oliver Reese programmierte in seinen ersten Frankfurter Spielplan einen Abend mit Beatles-Songs, „Das weiße Album“, wobei die besondere Attraktion der von Florian Fiedler betreuten Darbietung darin bestand, dass Roland Schimmelpfennig eine neckische Übertragung der Texte ins Deutsche besorgt hatte: „Schrei, Baby, schrei, was sein muss, muss sein“.

Was auf eine andere Spur führt. Ob durch in die Parodie getriebene Schnulzen wie in Potsdam oder durch zur Wiedererkennbarkeit witzige Übersetzungen wie in Frankfurt: Ohne Ironie kommen die Liederabende selten aus, das war schon zu Schroths Zeiten so. Doch es ist eine Ironie, die nicht beschädigt. Noch im Gelächter vergewissert man sich des gemeinsam gekannten und geliebten Repertoires, die kleine Distanz der Ironie macht die hinter den Liedern lauernde Sentimentalität besser erträglich und sorgt für eine enorm wichtige Zutat: für Spaß. Am besten ist dies wohl an einem Typus des Liederabends zu studieren, der seit weit über einem Jahrzehnt die deutschsprachigen Theater im Sturm erobert und der vor allem mit einem Namen verbunden ist: **Franz Wittenbrink**.

Der ehemalige Theatermusiker des Deutschen Schauspielhauses Hamburg ist kein Freund der Gattungsbezeichnung *Liederabend*: Er möchte in seinen Stücken nicht die Lieder präsentieren, sondern die Lieder sollen die Typen und Charaktere präsentie-

ren, von denen er erzählen will. Und doch kriegt Wittenbrink – und er wird es wissen – die Leute über die Musik. Dass die Songs in seinen Produktionen von „Sekretärinnen“ (Hamburg 1995, unzählige Male nachgespielt) bis „Die Lobbyisten“ (Dresden 2009) situativ eingebunden werden, erhöht fraglos den Reiz. Zumal die Lieder von den Settings oft genug auf komische oder auch anrührende Art konterkariert werden: Ein Mann unter Männern im Fußballstadion (im ebenfalls oft wiederaufgelegten Abend „Männer“), der Peter Maffays Unschuldsvorfall-Ballade „Und es war Sommer“ singt: Das ist wirklich schön erfunden. Das Publikum liebt den Song, es liebt den dargestellten, ihm wohl vertrauten und vielleicht etwas klischeehaft Typen, es liebt den Schauspieler, und es darf sich – der Ironie sei Dank – auch noch amüsieren. Eine Erfolgsmischung.

Der Schritt von Wittenbrink zu einem anderen, zu einem epochalen Schöpfer von Liederabenden ist gar nicht so weit, wie es auf den ersten Blick aussehen mag. Liederabende jedenfalls – soviel ist gewiss – sind die Inszenierungen **Christoph Marthalers** eigentlich immer, und einer seiner Protagonisten, Jürg Kienberger, erzählt, dass die Probenarbeit über lange Zeiträume hinweg ohnehin ausschließlich aus gemeinsamem Singen bestehe. Auch bei Marthaler aber wird – wie bei Wittenbrink – die Musik Teil der Erzählung, sie präsentiert sich nicht einfach selbst. Und die situative Ironie beherrscht Marthaler ohnehin in unerreichter Perfektion. Trotzdem ist der Marthaler’sche Kosmos unverkennbar anders beschaffen, und im Grunde stellt er das Modell Liederabend auf den Kopf. Denn auf eigenartige, eigensinnige Weise verschwindet bei ihm das Affirmative, das – zugespitzt formuliert – Ranschmeißerische, das bei den Produktionen eines Franz Wittenbrink, eines Erik Gedeon, eines Peter Dehler, auch schon eines Christoph Schroth so unabdingbar dazugehört.

Es beginnt bei Marthalers verrückt durch die Stile springender Musikauswahl, die kaum darauf rechnen kann, einen allen gemeinsamen, identitätsstiftenden Grund im Publikum anzusprechen: In der jüngst beim Theater-treffen in Berlin gezeigten Wiener-Fest-wochen-Produktion „Riesenbutzbach“ reichte die Spanne von Monteverdi über Schumann, Mahler und Alban Berg bis hin zu den Bee Gees. Aber auch Marthalers Figuren, die immer Beschädigte, Verlorene, Einsame sind, stehen der affirmativen Feier der Lieder entgegen. Die Musik selbst – so stupend gekonnt sie von der Marthaler-Crew dargeboten wird – wird fortwährend „ausgedünnt“ (um den Untertitel „Eine Ausdünnung“ einer Marthaler-Aufführung zu variieren), ist permanent vom Zerfall bedroht. Paradigmatisch kann eine der Ur-Aufführungen des Mart-

Foto: Barbara Braun / DRAMA



2 | Man liebt sie halt, die singenden Schauspieler: Rainald Grebes „Zurück zur Natur“ am Maxim Gorki Theater Berlin.

haler-Universums genannt werden: der Volksbühnen-Dauerbrenner der goer und oer Jahre „Murx den Europäer“. Im Anna Viebrock'schen Wartesaal saßen dort Einzelne und Vereinzelte, die nur für kurze utopische Momente in (meist ideologisch kontaminierten) Liedern zusammenfanden. Doch auch das gemein-

same Singen und Musizieren zerfaserte ihnen, bröselte auseinander, wenn etwa am Ende des Schubert'schen „Wirtshaus" aus der „Winterreise" die Singstimmen unrettbar auseinanderdrifteten. Marthaler hat mit seinen Produktionen den inszenierten Liederabend endgültig zu höchster Kunst transzendiert, und

DEUTSCH-
SPRACHIGE
ERSTAUF-
FÜHRUNG

»» **NOW I WANNA
BE YOUR DOG** ««

ab 20.11.2010

Lebensansichten zweier Hunde von Meng Jinghui

Inszenierung: Marc Becker | Bühne und Kostüme: Peter Engel

Mit Tobias Beyer und David Kosel

Musiker: Peter M. Glantz, Jens Hasselmann

SB
1690

Karten: (0531) 1234567 | www.staatstheater-braunschweig.de

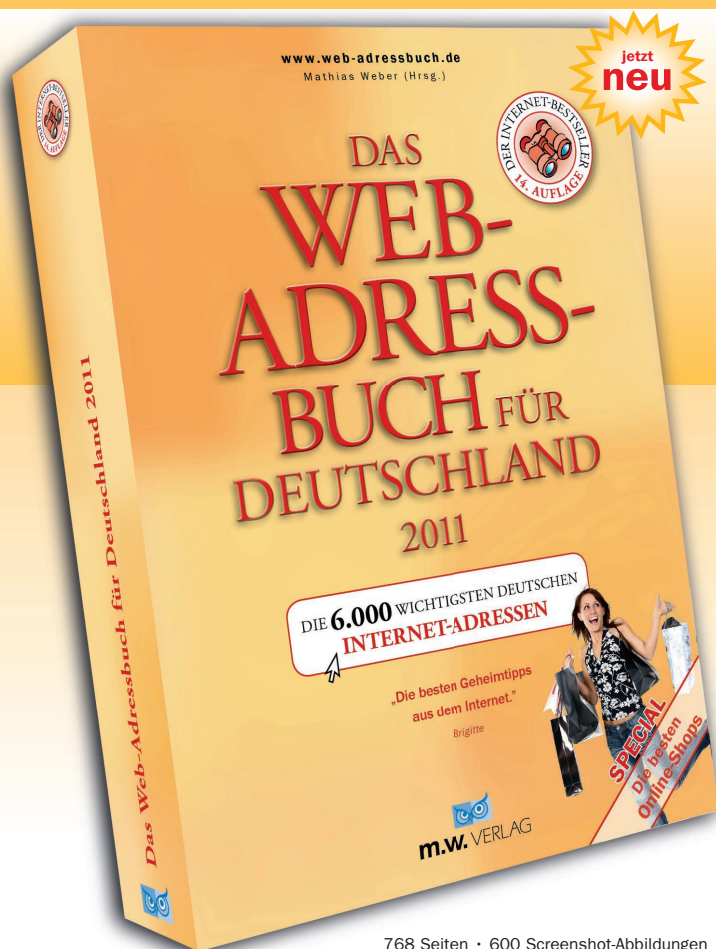
auch er hat selbstverständlich Nachahmer gefunden. Auf der anderen Seite aber hat das Bedürfnis nach Gesang die Häuser auch durchlässiger gemacht in Richtung Kleinkunst, Kabarett, Variété. War in früheren Jahrzehnten das Solorecital eines Künstlers mit Weill- oder Friedrich Hollaender-Songs das Frivolste, was es am Theater zu hören gab, so drängen nun die Diseusen und Entertainer massiv auch auf die großen Schauspielbühnen. Und da die Grenzen zwischen letzteren und den klassischen Kabarettbühnen kaum mehr zu existieren scheinen, reüssieren nun die einstigen Grenzgänger, die sich früher vielleicht für die eine oder die andere Karriere hätten entscheiden müssen. **Christoph Marti** zum Beispiel, der als Schauspieler am Berliner Schillertheater und an der Schaubühne begann, tritt heute mit seiner formidablen For-

mation *Geschwister Pfister* gleichermaßen in der „Bar jeder Vernunft“ wie am Staatstheater Mainz auf. Wären die Pfisters Ensemblespieler, so gäbe es im Grunde zwischen einem fröhlich inszenierten Potpourri-Programm wie „In der Klinik“ (2009), das von einer hanebüchenen Story zusammengehalten wird, und einem szenischen Liederabend in der Schauspielsparte keinen nennenswerten Unterschied.

Oder **Rainald Grebe**, einst Dramaturg am Theaterhaus Jena, der heute mit seinen dadaistisch schillernden Liederprogrammen einerseits in den *Wühlmäusen* gastiert, andererseits bei Themen-Liederabenden Regie führt wie bei der Klimarevue „Alle reden vom Wetter“ am Centraltheater Leipzig oder bei „Zurück zur Natur“, einem „Konzert für Städtebewohner“ am Maxim Gorki Theater.

Das sind Produktionen, die nah dran sind am „klassischen“ inszenierten Liederabend, allerdings erklingen hier keine bekannten Schlager, sondern eigens komponierte Songs – eine grundlegend andere Konstellation, weil damit der sentimentale Wiedererkennungseffekt schlicht gestrichen ist.

Das Modell Liederabend ist übrigens längst auch zum Bestandteil der ganz alltäglichen Schauspielinszenierung geworden. Pointiert gesagt: Kaum eine Aufführung, die etwas auf ihre Jungendlichkeit hält, lässt es sich entgehen, die eine oder andere populäre Musikeinlage *live on stage* performen zu lassen. Seit wann und warum das so ist, das ist ein anderes Thema. Ein Grund aber sei gemutmaßt: Es wird wohl so sein, weil wir sie halt so lieben: **T!** die singenden Schauspieler.



„Die besten Geheimtipps aus dem Internet“ Brigitte

Die 6.000 wichtigsten Internet-Adressen auf einen Blick

Mit den interessantesten Web-Adressen rund um die Themen Kunst, Kultur, Theater und Tanz

„Unverzichtbares Standardwerk.“
MÜNCHNER MERKUR

„Jeder findet darin garantiert Websites, die er noch nicht kannte.“
STUTTGARTER ZEITUNG

„Das Web-Adressbuch ist inzwischen zum Standardwerk geworden und sollte seinen Platz neben dem Duden und dem Lexikon finden.“
BERLINER MORGENPOST

„Das 'Web-Adressbuch' ist ohne Zweifel die umfangreichste und aktuellste Sammlung.“
WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG

„Das papierne Web-Adressbuch kann sogar Google abhängen.“
WIESBADENER KURIER

„Auch Internet-Freaks können hier noch so manchen Geheimtipp entdecken, der bei den Suchmaschinen im Netz kaum zu finden ist.“
PC MAGAZIN

„Wer sich durch die Themengebiete treiben lässt, der findet immer neue gut gemachte Web-Seiten, die Google & Co nicht als Treffer anzeigen.“
BAYERN 3



m.w. VERLAG
www.web-adressbuch.de